

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Pauer-Studer, Herlinde / List, Elisabeth
Denkverhältnisse

Feminismus und Kritik
Herausgegeben von Elisabeth List und Herlinde Studer

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 1407
978-3-518-11407-0

es 1407
edition suhrkamp
Neue Folge Band 407

Die neue Frauenbewegung hat seit den frühen siebziger Jahren zu einer intensiven theoretischen Auseinandersetzung geführt, deren Absicht im Kontext akademischer Institutionen von Anfang an eine zweifache war: die der Theoriebildung und der theoretischen Kritik. In der Tradition der Bewegung für allgemeine Menschen- und Bürgerrechte stehend, ging und geht es feministischen Theoretikerinnen zunächst darum zu klären, warum diese Rechte, obwohl formal auch Frauen zugestanden, für den weiblichen Lebenszusammenhang in so vieler Hinsicht bis in die Gegenwart wirkungslos geblieben sind. Dies erfordert, wie die Beiträge dieses Buches zeigen, eine grundlegende Transformation politischer Theorie. Demgemäß ist das zentrale Anliegen *feministischer Theorie* eine neue Sichtweise von Sexualität und Reproduktion, die die Rechte von Frauen auf Selbstbestimmung und körperliche Integrität würdigt und damit allererst die Voraussetzungen dafür schafft, daß Rechte auf persönliche Freiheit und Privatheit als *allgemeine* zur Geltung kommen können.

Zum anderen richtet sich die feministische Kritik gegen den etablierten akademischen Diskurs: einerseits gegen die Denkformen und Praktiken einzelner wissenschaftlicher Disziplinen, andererseits gegen die von der Philosophie verwaltete »Kultur der Rationalität«. In beiden Fällen wendet sie sich nicht primär gegen rechtfertigungsbedürftige Ansprüche auf Intersubjektivität, sondern auf die schlechte Universalität einer rationalistischen und szientistischen Rhetorik, hinter der sich nicht nur der Standpunkt einer professionellen Elite, sondern auch die Parteilichkeit einer männlichen Subjektivität verbirgt. Ausgehend von grundlegenden Annahmen über die Psychogenese weiblicher und männlicher Selbstkonzepte gelingt es den Beiträgen zu zeigen, daß das »normalwissenschaftliche« Verständnis von Objektivität, gängige Konzepte von Rationalität und die mit ihnen verknüpfte Idee rationaler Kontrolle auf die Tiefenstruktur einer im Sinne des vorherrschenden kulturellen Verständnisses »männlichen« Psyche verweisen.

Elisabeth List lehrt Philosophie an der Universität Graz. Herlinde Studer ist Philosophielehrerin in Wien.

Denkverhältnisse Feminismus und Kritik

*Herausgegeben von Elisabeth List
und Herlinde Studer*

Suhrkamp

edition suhrkamp 1407

Erste Auflage 1989

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1989

Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-11407-0

Inhalt

Elisabeth List

Denkverhältnisse. Feminismus als Kritik 7

I. Feministische Theorie im Überblick

A. POSITIONEN

Iris Marion Young

Humanismus, Gynozentrismus und feministische Politik 37

Carol C. Gould

Private Rechte und öffentliche Tugenden: Frauen, Familie und Demokratie 66

Catharine A. MacKinnon

Feminismus, Marxismus, Methode und der Staat: Ein Theorieprogramm 86

Alison M. Jaggar/William L. McBride

Reproduktion als männliche Ideologie 133

B. PROBLEME

Rosalind Pollack Petchesky

Reproduktive Freiheit: Jenseits »des Rechts der Frau auf Selbstbestimmung« 164

Eva Feder Kittay

Pornographie und die Erotik der Herrschaft 202

Adrienne Rich

Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz 244

II. Feministische Wissenschaftskritik

Evelyn Fox Keller

Feminismus und Wissenschaft 281

Ruth Hubbard

Hat die Evolution die Frauen übersehen? 301

Gerda Lerner

Welchen Platz nehmen Frauen in der Geschichte ein?
Alte Definitionen und neue Aufgaben 334

Dorothy E. Smith

Eine Soziologie für Frauen 353

III. Vernunft auf dem Prüfstand

Sandra Harding

Geschlechtsidentität und Rationalitätskonzeptionen
Eine Problemübersicht 425

Seyla Benhabib

Der verallgemeinerte und der konkrete Andere. Ansätze
zu einer feministischen Moraltheorie 454

Louise Marcil-Lacoste

Die Trivialisierung des Begriffs der Gleichheit 488

Jessica Benjamin

Herrschaft – Knechtschaft: Die Phantasie von der
erotischen Unterwerfung 511

Sheila Ruth

Methodokratie und Misogynie. Sexismus im
philosophischen »Establishment« 539

Susan Griffin

Der Weg aller Ideologie 557

Quellenverzeichnis 586

Elisabeth List
Denkverhältnisse
Feminismus als Kritik

Was bedeutet es, von feministischer Theorie zu reden? Immer wieder sehen sich feministisch orientierte Theoretikerinnen mit dem grundsätzlichen Vorbehalt konfrontiert, so etwas wie »feministische Theorie« könne und dürfe es nicht geben. Die Hüter der Ordnung des akademischen Diskurses gehen noch immer davon aus, die von Horkheimer so genannte »traditionelle Theorie« habe, ungeachtet aller Kritik, den von ihr seit der Antike gestellten Universalitätsanspruch bereits eingelöst, und eine »feministische Theorie« müsse daher notwendig zur partikularistischen oder separatistischen Verfälschung dessen geraten, was nur unter dem Anspruch von Allgemeinheit möglich ist: nämlich theoretisches Denken.

Dem sei vorweg zweierlei entgegengehalten: Erstens gibt es in der Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften unzählige Beispiele dafür, daß sich gerade die »traditionelle Theorie« trotz ihrer universalistischen Rhetorik immer wieder Parteilichkeiten erlaubt hat, die sie nun jenen vorwirft, die jahrhundertelang vornehmlich ihre Opfer waren: den Frauen. Zweitens – und dies ist nicht erst eine Entdeckung der Postmoderne – sind Forderungen nach Universalität selbst dort suspekt, wo sie nicht der bewußten Verschleierung von intellektuellen Hegemonieansprüchen dienen, sondern als »regulative Idee« für die Suche nach dem bestmöglichen Wissen. Denn selbst dann noch stehen sie der kritischen Reflexion auf die unvermeidlichen Kontingenzen jeder, auch ihrer eigenen theoretischen Position oft im Wege.

Damit ist allerdings ein entscheidender Vorbehalt gegen das Unternehmen »feministische Theorie« noch nicht ausgeräumt. Verfechter des Prinzips der Werturteilsfreiheit werden einwenden, eine feministische Theorie, die sich ausdrücklich mit dem Standpunkt und den Interessen einer sozialen Gruppe identifiziere, bewege sich auf der Ebene der Ideologie und nicht der wissenschaftlichen Analyse. Im Grunde unterscheidet sich jedoch die Situation feministischer Forschung diesbezüglich nicht wesentlich

von der anderer Wissenschaftsdisziplinen, etwa der Friedens- oder der Umweltforschung. Angesichts der wachsenden Bedrohung der Menschheit durch Krieg und Umweltzerstörung sind Wissenschaftler, die in diesen Bereichen Forschung betreiben, zu einer moralischen und politischen Stellungnahme hinsichtlich der Themen ihrer wissenschaftlichen Arbeit ebenso aufgefordert wie Frauen und Männer, die sich wissenschaftlich mit Problemen des weiblichen Lebenszusammenhangs oder der Geschlechterbeziehung befassen. Für alle stellt sich das Problem der Rechtfertigung wissenschaftlicher Vorhaben in doppelter Hinsicht – als Frage nach den epistemologischen Kriterien und methodischen Regeln der Analyse und nach der Rechtfertigung ihrer ethischen und politischen Orientierung.

Die Geschichte und Soziologie wissenschaftlicher Institutionen zeigt, daß normative und kognitive Gesichtspunkte der Bewertung nicht nur nicht unvereinbar sind, sondern im realen Forschungsprozeß, besonders in den Sozialwissenschaften, unvermeidlich eine Verbindung eingehen. Weniger klar ist freilich, unter welchen Bedingungen ein konkretes Forschungsprojekt beiden Ansprüchen – den politischen und den kognitiven – gerecht zu werden vermag und welche Maßstäbe und Kriterien sich dafür angeben lassen. Der Versuch einer Standortbestimmung setzt demnach auch für die feministische Forschung eine Verständigung über ihre politische Orientierung und damit über den Begriff »Feminismus« voraus.

Da »Feminismus« zum Reizwort politischer Kontroversen geworden ist, verdienen hier vorweg jene Praktiken einer »Politik der Benennung« kritische Aufmerksamkeit, die diktieren und kontrollieren, was die herrschende Stimmung und Meinung unter Feminismus versteht. Vor aller definitorischen Festlegung ist also zu fragen, wer jeweils in wessen Interesse definiert, was Feminismus ist. Es spricht viel dafür, daß die Tagesmeinung vorwiegend solche Zuschreibungen übernimmt, die von außen an die Frauenbewegung, als deren Theorie der Feminismus jedenfalls gilt, herangetragen werden. Eine wichtige Rolle spielen hier die Massenmedien und der Buchmarkt.

In der anarchischen Beliebigkeit des Angebots auf dem Informationsmarkt, das nicht selten biographische Literatur, feministische Klassiker und antifeministische Pamphlete unter demselben Schlagwort – »Frau«, »Feminismus« – präsentiert, spiegelt sich

eine Einstellung gegenüber Frauenproblemen wider, deren Wirkung nicht zu unterschätzen ist. Trotz ihrer Oberflächlichkeit und augenscheinlichen Harmlosigkeit verrät die globale Etikettierung von Frauenliteratur unter dem Stichwort »feministisch« eine Tendenz der marktorientierten Vereinnahmung und Verfälschung der Intentionen des Feminismus als politische Bewegung.

Eine andere Variante der Definition »von außen« stellt die neuerdings wieder lauter werdende antifeministische Propaganda dar, die auf die Diffamierung und Schwächung der autonomen Frauenbewegung abzielt, sei es in der Form unverblümter politischer Polemik, sei es in der subtileren Form wissenschaftlicher Expertisen, die, wie z. B. manche Vertreter der Soziobiologie, meinen, die Unhaltbarkeit feministischer Ideen »strengh wissenschaftlich« nachweisen zu können.

Solche Strategien der Definition »von außen« sind leicht als Instrumente einer Politik, die von einem Interesse an Manipulation und Kontrolle geleitet ist, zu durchschauen. Sehr oft dienen sie der Absicht, zwischen einer »feministischen Avantgarde« und der Mehrheit der Frauen eine Barriere des Mißtrauens und des Mißverständnisses zu errichten.

Feministinnen sind, seit es sie gibt, mit der Definitionsmacht nicht gerade wohlgesonnener Meinungsautoritäten konfrontiert. Das Recht auf intellektuelle Selbstbestimmung ist für Frauen auch heute noch keine Selbstverständlichkeit. Und es sollte gerade dann gewährleistet sein, wenn es darum geht, über die politischen Ziele des Feminismus als soziale Bewegung zu entscheiden. Denn eine angemessene Bestimmung dessen, was Feminismus sein soll, kann nur aus der Frauenbewegung selbst gewonnen werden. Das ist freilich schwierig genug. Der Frauenbewegung als historischem und sozialem Phänomen fehlt die Einheitlichkeit und erst recht die hierarchische Struktur, die mit Bestimmtheit den Standpunkt oder die Perspektive erkennen ließe, aus der eine solche Definition ableitbar wäre. Es müßte jedenfalls eine Definition sein, die den Bezug feministischen Denkens und Handelns auf Frauen *als Gruppe* reflektiert und keine Mehrheit oder Minderheit von Frauen ausschließt.

Wir meinen, daß die Definition, der wir uns hier anschließen möchten, diesen Kriterien genügt. Sie ist dem Bericht des Workshops »Feministische Perspektiven« am 2. Internationalen und Interdisziplinären Frauenkongreß in Groningen 1984 entnom-

men. Feminismus wird hier als eine politische Perspektive und Position verstanden, die wesentlich an zwei Zielen orientiert ist:

»(1) Gleichheit, Würde und Entscheidungsfreiheit für Frauen auf der Basis der Kontrolle der Frauen über ihr eigenes Leben und ihren Körper, innerhalb wie außerhalb des Hauses . . . (2) Beseitigung aller Formen von Ungleichheit, Herrschaft und Unterdrückung durch die Schaffung einer gerechteren sozialen und ökonomischen Ordnung, national und international.«

Ausgehend von diesen beiden langfristigen Zielsetzungen definiert der Bericht des Workshops Feminismus als »transformative Politik«:

»Dieser Ansatz fordert, daß sich der Feminismus sowohl die so verstandene Befreiung jeder einzelnen Frau als auch die Erlangung jener gemeinsamen Macht der Frauen, die notwendig ist, um Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur zu erwirken, zur Aufgabe machen muß. In diesem Sinne reden wir von Feminismus als transformativer Politik – eine Perspektive, die die Transformation individueller Lebenszusammenhänge wie auch der Gesellschaft als ganzer einschließt.«

Der Bericht führt weiter aus:

»Der Feminismus ist, so gesehen, eine Weltanschauung, die sich auf alle Probleme bezieht und nicht auf einen Spezialkatalog von ›Frauenproblemen‹ reduziert ist, der häufig dazu dient, die Vorstellung von einer getrennten ›weiblichen Sphäre‹ zu bekräftigen. Das heißt nicht, daß jene Problembereiche, auf die Feministinnen in besonderem Maße politisch aufmerksam gemacht haben – gleicher Lohn, reproduktive Rechte, sexuelle Selbstbestimmung –, aufgegeben oder heruntergespielt werden. Vielmehr geht es darum, die Einsichten, die wir aus unserer Arbeit in diesen Bereichen gewonnen haben, für andere Belange fruchtbar zu machen und die vielfältigen Probleme von Unterdrückung und Herrschaft zu einer umfassenden feministischen Vision von sozialer Veränderung und Gerechtigkeit zusammenzufassen.«¹

Feminismus als transformative Politik ist darauf gerichtet, gesellschaftliche Institutionen zu verändern, jede Form von Unterdrückung zu überwinden, und nicht darauf, bestimmten Gruppen von Frauen innerhalb bestehender Strukturen mehr Raum zu verschaffen. Diese Politik ist nicht nur im Interesse aller Frauen, sondern aller Menschen, aber dennoch – oder gerade deshalb – eine Herausforderung für die Verteidiger traditioneller patriarchaler Machtverhältnisse.

Die Parteilichkeit, zu der sich eine feministische Politik bekennt,

ist die Parteilichkeit für eine Gruppe von Menschen, die schwerwiegenden Formen der Diskriminierung unterworfen war und ist. Ihre Rechtfertigung liegt damit in der Respektierung politischer Normen und ethischer Prinzipien, die ihrerseits als allgemeingültig anerkannt werden. Insofern ist der Vorwurf des Separatismus oder Partikularismus ihr gegenüber nicht gerechtfertigt. Es wäre jedoch auch falsch, den Standpunkt des Feminismus dem anderer Emanzipations- oder Bürgerrechtsbewegungen zu subsumieren, deren Kritik an sozialen Machtverhältnissen die Institutionen patriarchaler Herrschaft und sexistischer Unterdrückung – Zwangsheterosexualität, patriarchale Ehe und Familie – nicht in Frage stellen. Genau dies muß aber Gegenstand einer feministischen Politik sein. Den männlichen Herrschafts- und Überlegenheitsansprüchen läßt sich wirksam nur durch eine grundlegende Änderung des traditionellen Arrangements der Geschlechter, der privaten Lebensformen und der Denkgewohnheiten einer Kultur, die sich als männlich imaginiert, begegnen. Den konsequentesten Ausdruck findet eine solche Politik im radikalen Lesbianismus: »Keine Frau ist wirklich frei, zu sein, was sie will, wenn sie nicht auch frei ist, lesbisch zu sein.«² Wie Charlotte Bunch, Autorin dieses Satzes und übrigens auch Mitautorin der oben zitierten Definition von »Feminismus«, jedoch betont, ist der lesbische Separatismus eine zeit- und situationsbedingte Strategie, die einen Freiraum zur Entstehung eines frauenbezogenen Bewußtseins sichern soll, aber für sich genommen kein Ziel feministischer Politik.

Ebenso wie sich der Feminismus als politisches Programm durchaus innerhalb des Rahmens politischer Legitimität bewegt, entspricht die kritische Frauenforschung in vielem den geltenden Regeln des theoretischen Diskurses. Selbst die Ansätze feministischer Wissenschaftskritik, die in der Auseinandersetzung mit konkreten Problemen und Erfahrungen von Frauen entwickelt worden sind, überschreiten den Bereich frauenbezogener Forschung. Ähnliche Argumente sind, speziell auf der Ebene der Methodologie in den Ethnowissenschaften, in der Oral History und der Aktionsforschung formuliert worden, z. B. die wissenschaftliche Definition und Beschreibung sozialer Wirklichkeit solle nicht, wie es in der Realität wissenschaftlicher Institutionen meist der Fall ist, das Ergebnis eines »Diskurses von oben« sein, kontrolliert durch die Definitionsmacht einflußreicher sozialer Gruppen, bestimmt durch deren politische und ökonomische Interessen. Wenn

Dorothy Smith zeigt, wie durch das abstrahierende Denken professioneller Soziologen die Lebensperspektiven und die Wahrnehmungsweisen von Frauen systematisch ausgeschlossen und Frauen auf diese Weise auf den Status von bloßen Forschungsobjekten reduziert werden, macht sie zugleich sichtbar, daß solche Formen der Wirklichkeitskonstruktion durch Wissenschaftler weder dem Ideal reiner Wahrheitssuche noch dem einer demokratischen Gesellschafts- und Wissenschaftspolitik entsprechen, die die Situationswahrnehmung betroffener Akteurinnen für die Deutung der sozialen Wirklichkeit ebenso ernst nehmen sollte wie ihr politisches Recht auf Selbstbestimmung.³

In ihrer Argumentationsweise und in ihren kritischen Optionen unterscheiden sich, das scheint sich aus dem bisher Gesagten zu ergeben, die Texte feministischer Autorinnen nicht grundsätzlich von solchen »nichtfeministischer« Provenienz. Wer sie ohne Vorbehale liest, mag vielleicht zu dem Schluß kommen, die eingangs gestellte Frage, was es bedeute, von feministischer Theorie zu reden, sei überflüssig. Dem ist aber nicht so. Denn in Wahrheit handelt es sich hier nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, um die Frage nach der akademischen Akzeptabilität feministischer Forschung, über die mit guten Gründen – im praktischen wie im theoretischen Sinn – im Einzelfall zu entscheiden wäre. Hinter dieser Frage steht zuletzt eine andere, weit unbequemere und schwerer faßbare: die nach den Gründen für das endemische Mißtrauen und die abwehrende Haltung der wissenschaftlichen Öffentlichkeit gegenüber den Aktivitäten feministischer Wissenschaftlerinnen. Zur Diskussion steht also nicht bloß die »traditionelle Theorie«, sondern das ganze Ensemble traditioneller »Denkverhältnisse«, das durch die heute zwar ausdrücklich dementierte, aber im theoretischen Unbewußten noch tief verankerte Verknüpfung von Wissenschaft und Männlichkeit gekennzeichnet ist.

Viel spricht dafür, daß die allseits geforderte Befreiung der Vernunft von den Fesseln ihres metaphysisch-logozentrischen Erbes und ihre Bewahrung vor der Vereinnahmung durch einen alles beherrschenden Szientismus nur möglich ist, wenn sie sich der altgewohnten männlich-heroischen Geste der »Selbstbehaftung durch Denken« endgültig begibt. So gesehen ist feministische Theorie nur auf den ersten Blick eine Theorie wie jede andere, auch wenn sie sich, wie jede Theorie, im vernünftigen Gespräch bewähren muß.

Positionen feministischer Theorie

Seit es Frauen gelingt, mit mehr öffentlicher Resonanz ihr Selbstbewußtsein politisch zu artikulieren, haben sie begonnen, in und außerhalb der Frauenbewegung ihre von institutionellem Zwang und Weiblichkeitstklischees befreiten intellektuellen und kulturellen Fähigkeiten zu entfalten. Sie äußern sich in der Literatur, in der bildenden Kunst, in Film und Performance, aber zunehmend auch im Bereich der Wissenschaft und Philosophie, in jenen Domänen also, die bislang als »männlich« galten.

Der vorliegende Band versucht, diesen Prozeß am Beispiel der Entwicklung feministischer Theorie in den Vereinigten Staaten zu dokumentieren. Die Frage, an der sich die Textauswahl orientiert, ist nicht, wie es im Hinblick auf die feministische Literatur in Frankreich naheläge, die nach einer »écriture féminine«, sondern danach, welche theoretischen Modelle und Konzepte geeignet wären, die Erfahrungen des weiblichen Lebenszusammenhangs und der feministischen Praxis auf den Begriff zu bringen.

Der damit angedeutete Standpunkt ist bekanntermaßen nicht der einzige im Spektrum des feministischen Diskurses, in dem es auch Stimmen gibt, die für den »Abschied von der Wissenschaft«⁴ plädieren. Wir meinen, daß die Veränderung der sozialen Wirklichkeit, wie sie eine feministische Politik intendiert, ohne theoretische Reflexion nicht möglich ist. Das Interesse an einer Wiederaneignung theoretischen Denkens auf der Basis eines neuen Situations- und Selbstbewußtseins von Frauen würde aber eine bloß akademische Angelegenheit bleiben oder, schlimmer noch, alte Zustände konservieren, nähme es die reale Vielfalt und Heterogenität der Äußerungen feministischen Bewußtseins nicht ernst. Theoretisches Denken – das ist vielleicht der entscheidende Punkt – sollte seiner Orientierung dienen und nicht seiner Aufhebung in einem vereinheitlichten abstrakten Diskurs.

Tatsächlich sind die theoretischen Auseinandersetzungen zum Thema Feminismus von einer Reihe grundlegender Differenzen bestimmt; so ist z. B. der Konflikt zwischen »humanistischen« Optionen einerseits und neuen Konzeptionen eines »gynozentrischen Feminismus« andererseits eines der wichtigsten Themen der aktuellen Diskussion um den Status feministischer Theorie.⁵ Ähnliches gilt für die Diskussion geschlechtsspezifischer Aspekte von Rationalitätskonzeptionen⁶; es geht demnach dem feministischen

Denken nicht anders als jeder Theorie, die sich in die Dialektik des Abstrakten und Konkreten verstrickt sieht. Allein die bewußte Perspektive kann feministisches Denken davor bewahren, den alten philosophischen Projekten absoluter Kontingenzbewältigung nachzueifern und mit der totalen Aufhebung des Konkreten seine eigene Lebendigkeit preiszugeben; das hieße, wie Susan Griffin sagt, »den Weg aller Ideologie« zu gehen.⁷

Um nicht zur Ideologie zu erstarren, muß sich feministische Theorie ihres transitorischen, offenen Charakters bewußt bleiben. In diesem Sinne wird sie im folgenden im Plural – durch eine Reihe von Positionen und Problemen – präsentiert. Trotzdem ist die Sicht feministischer Theorie, die sich in den vorliegenden Beiträgen widerspiegelt, unvermeidlich selektiv, und dies aus mehreren Gründen. Einmal, weil sich die Auswahl auf einen geographisch-kulturellen Raum beschränkt, den angelsächsischen, und hier wieder hauptsächlich auf den der USA; dann aber auch, weil sie einem bestimmten Erkenntnisinteresse folgt, nämlich der Frage, inwieweit der Feminismus nicht nur eine transformative Politik, sondern auch ein transformatives Theorieverständnis zu inaugurieren vermag, speziell im Bereich der Sozialwissenschaften und der Philosophie.

Die Auseinandersetzung um diese Frage ist relativ jung, und sie hat gerade in den Vereinigten Staaten, wo sich Theoretikerinnen auf zwei Jahrzehnte Erfahrungen mit »Women Studies« stützen können, zunehmend an Bedeutung gewonnen. Bis 1980 wurden an Universitäten und Colleges in den USA insgesamt 30 000 Kurse und Seminare angeboten, letzten Zahlen zufolge etwa 330 Women Studies-Programme etabliert.⁸ Ungeachtet ihrer bewußten Orientierung an aktuellen Problemen der Frauenbewegung außerhalb der Universitäten und unbeschadet der Vielfalt von Organisationsformen, haben »Women Studies« bzw. »Feminist Studies« mittlerweile den Charakter einer eigenständigen akademischen Disziplin angenommen. Vorbehalte gegenüber abstrakter Theorie-reflexion als einer typischen »Männer-sache« sind dem Bedürfnis gewichen, sich für die eigene theoretische Arbeit über die Voraussetzungen und Möglichkeiten von feministisch orientierter Wissenschaft Klarheit zu verschaffen.

Der Diskussionsstand der letzten Jahre reflektiert ein wachsendes Interesse an der Kritik der etablierten Wissenschaften, und zwar, wie der zweite und dritte Teil der vorliegenden Textsamm-

lung dokumentieren, zunächst als Kritik an einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen (Teil II: Feministische Wissenschaftskritik) und dann als Kritik an den androzentralen Prämissen des traditionellen Vernunftverständnisses und der modernen Kultur der Rationalität (Teil III: Vernunft auf dem Prüfstand).

Gerade weil Frauen als Subjekte und Objekte der Wissenschaft die *Ausnahme* und nicht die Regel sind, fügen sich ihre Erkenntnisinteressen, Methoden und Erfahrungsweisen nicht umstandslos dem »male main stream« wissenschaftlicher Konventionen.

Kritik an und Abweichung von »normalwissenschaftlicher« Theorie und Methode sind deshalb ein charakteristisches Element aller Forschung aus feministischer Perspektive – obschon keinesfalls ihr Privileg. Es wäre mehr als voreilig, hieraus im Sinne von Thomas Kuhns Ausführungen über wissenschaftliche Revolutionen das Versprechen eines neuen wissenschaftlichen Paradigmas, einer neuen »großen Theorie« abzuleiten. Das hieße, die alte maskulinistische Vision intellektueller Hegemonie im Namen von Frauen zu übernehmen. Sehr wohl aber ist Neugier angebracht hinsichtlich der Frage, wie theoretische Arbeit aus der Sicht von Frauen aussehen könnte; eine Frage, die vom heutigen Standpunkt, und sicher nicht nur für den angelsächsischen Raum, nur sehr vorläufig und exemplarisch beantwortet werden kann.

Eine angemessene Dokumentation des vielschichtigen Prozesses der Theorieentwicklung, der die jüngere Frauenbewegung begleitet, täte gut daran, nicht nur die Geschichte feministischer Reflexion⁹, sondern auch den sozialen und historischen Kontext der Frauenbewegung selbst zu reflektieren. Denn die theoretischen Einsichten feministischer Analyse spiegeln jene Prozesse sozialen Wandels wider, die der Frauenbewegung als politische Bewegung erst zum Durchbruch verhalfen. Seit Beginn der Neuzeit vollzog sich in den Ländern der ersten Welt eine durchgreifende Reorganisation der Lebens- und Arbeitsverhältnisse breiter Schichten der Bevölkerung, die nicht nur die Familie als Lebensraum und Arbeitsplatz, sondern auch alle Bereiche des sozialen Lebens, einschließlich des Bildungswesens, der Kultur und Politik betraf, allerdings Frauen und Männer in höchst unterschiedlicher Weise. Nicht weniger als die traditionalen patriarchalen Gesellschaftsordnungen belastete das moderne Patriarchat Frauen und Männer in völlig ungleicher Weise mit den Kosten der Modernisierung, verwickelte sich jedoch durch die gleichzeitige Indienstnahme von

Frauen für die Reproduktion des Privaten und die Erfordernisse der öffentlichen Produktion in Widersprüche, die sich die Frauenbewegung argumentativ zunutze machte.¹⁰

Auf die lange und erfahrungsreiche Vorgeschichte der Frauenbewegung der »zweiten Welle«, die in den USA in den sechziger Jahren im Zusammenhang mit der Bürgerrechtsbewegung und der Politik der Neuen Linken aufflammte, kann hier nicht eingegangen werden. Die Geschichtsschreibung der jüngeren Frauenbewegung unterscheidet gewöhnlich drei Hauptpositionen feministischer Theorie, die sich historisch auch in dieser Reihenfolge artikulierten¹¹: erstens, der *liberale Feminismus*, der eine Politik der Gleichberechtigung im Sinn allgemeiner bürgerlicher Rechte betreibt und sich für rechtliche Maßnahmen zur Beseitigung der Diskriminierung von Frauen in allen Bereichen des öffentlichen Lebens, in Politik, Wissenschaft usw. einsetzt. Für diese Politik stehen Organisationen wie die von Betty Friedan gegründete NOW (National Organization of Women); zweitens, der *sozialistische Feminismus*, der die Forderungen der Bürgerrechtsbewegungen im Sinne neomarxistischer Gesellschaftskritik radikaliert und die Unterdrückung von Frauen in den Strukturen gesamtgesellschaftlicher Machtverhältnisse, also der bestehenden Klassenbeziehungen und Produktionsverhältnisse, begründet sieht; und, drittens, der *radikale Feminismus*, der die patriarchale Organisation von Sexualität und Reproduktion zum primären Bezugspunkt feministischer Politik erklärt.

Die bündige Formel: »Das Private ist politisch« wurde das theoretische und politische Leitmotiv der *radikalen Feministinnen*. Sie sehen die entscheidende Ursache patriarchaler Herrschaft in der Organisation privater, vor allem heterosexueller Beziehungen und der familialen Sozialisation, durch die menschliche Wesen qua ihres männlichen oder weiblichen, von der Biologie vorgegebenen Geschlechtes erst zu dem gemacht werden, was »männlich« und »weiblich« im sozialen und politischen Sinn bedeutet – zu Herrschenden und Beherrschten.

Seit dem Ende der siebziger Jahre zeichnet sich innerhalb des radikalen Feminismus eine Verschiebung der Interessen ab. Während seine politische Ausrichtung Männlichkeit und Weiblichkeit als ideologische Konstrukte zur Unterdrückung von Frauen kritisierte und in ihrer Überwindung eine Voraussetzung für die Befreiung der Frauen sah, entstand nun durch eine Neubewertung

der »weiblichen Differenz« die Variante eines kulturellen Feminismus, mit dem Ziel, eine neue frauenzentrierte Perspektive zu schaffen. Dieser »gynozentrische Feminismus« entfernte sich allmählich von den ursprünglichen politischen Zielsetzungen der Frauenbewegung und geriet mit seiner Sicht des Weiblichen als Verkörperung alles Positiven in die Nähe einer Geschlechtermetaphysik mit umgekehrten Vorzeichen.¹²

Der Eindruck der Unvereinbarkeit der genannten Positionen, die sich aus der aktuellen Situation der Auseinandersetzung um konkrete Einzelfragen ergeben haben mag, lässt sich rückblickend nicht aufrechterhalten. Vielmehr handelt es sich um einander ergänzende, wenn auch spannungsreiche Elemente feministischen Denkens.

Erstens: Akzeptiert man eine Definition von Feminismus, wie wir sie eingangs zitiert haben, liegt es nahe, »feministische Theorie« primär als *politische Theorie* zu verstehen. Ihr Thema ist die theoretische Reflexion der Zielsetzungen und Erfahrungen der Frauenbewegung, die Situation von Frauen in einer patriarchal organisierten Gesellschaft und die kritische Analyse der politischen Struktur des traditionellen Geschlechterverhältnisses als Herrschaftsbeziehung. Eine der wichtigsten Aufgaben feministischer Theorie besteht in der Klärung der moralischen Prinzipien und Normen, durch die sich die Ansprüche feministischer Politik rechtfertigen lassen. Es sind heute noch im wesentlichen dieselben, an denen sich schon die Pionierinnen der Frauenbewegung orientierten, nämlich die grundlegenden individuellen Freiheitsrechte, wie sie in der politischen Tradition des Liberalismus gefordert wurden und mit der fortschreitenden Emanzipation des Bürgertums aus feudaler Vorherrschaft in die Formulierung rechtsstaatlicher Verfassungen eingegangen waren. Trotz ihres universalistischen Charakters hatten sie jedoch für Frauen eine paradoxe Wirkung. Frauen blieben aufgrund des ungebrochenen Patriarchalismus liberaler Politik de facto von den Bürgerrechten ausgeschlossen. Das ist auch der Grund dafür, warum sich in der jüngeren Frauenbewegung sozialistische und radikale Feministinnen von einem liberalen Feminismus distanzierten, der sich auf die Forderung formaler Gleichberechtigung beschränkte.

Indessen setzt sich jedoch die Einsicht durch, daß bestimmte normative Elemente der politischen Theorie des Liberalismus für die Artikulation grundlegender politischer und persönlicher

Rechte für Frauen unverzichtbar sind. So versucht Zillah Eisenstein in ihrem Buch *The Radical Future of Liberal Feminism* radikale, und das heißt radikaldemokratische Momente in der Tradition des liberalen Feminismus selbst zur Geltung zu bringen.¹³ Das schließt jedoch nicht aus, daß einige zentrale Kategorien des klassischen Liberalismus aus feministischer Sicht einer ebenso radikalen Revision bedürfen, insbesondere die Art und Weise, wie er die Sphären des Öffentlichen und des Privaten definiert. Dabei geht es nicht, wie Carol Gould betont, um die *Aufhebung* der Trennung von Öffentlichkeit und Privatsphäre, sondern darum, sie so zu definieren, daß sowohl das Recht auf politische Partizipation als auch das Recht auf Selbstbestimmung im Bereich privater Beziehungen als *allgemeines*, auch für Frauen geltendes Recht sichtbar und einklagbar werden.¹⁴

Daß diese Forderung heute, acht Jahrzehnte nach der Einführung des Frauenwahlrechts, noch immer erhoben werden muß, demonstriert die erstaunliche Folgenlosigkeit der politischen Emanzipation für den realen weiblichen Lebenszusammenhang und wirft für eine feministische Kritik, die nicht gewillt ist, auf Freiheit und Gleichberechtigung als politische Prinzipien zu verzichten, eine ebenso grundlegende wie schwierige Frage auf: Wie ist zu erklären, daß eine liberal-demokratische Politik, die sich zumindest seit Kant auf das Prinzip der Verallgemeinerungsfähigkeit von Rechten und Pflichten beruft, die Anliegen von Frauen so nachhaltig ignoriert? Im Namen welcher Vernunft läßt sich solche Einseitigkeit rechtfertigen?

Männliche Voreingenommenheiten bestimmen offenbar nicht nur die politischen Praktiken, sondern schon die Vorstellungen von Vernunft und Moral, an denen sie sich orientieren. Feministische Theoretikerinnen stehen also vor der Aufgabe, androzentrische Prämissen in den moralphilosophischen Konzeptionen selbst aufzudecken, insbesondere im Universalismus und Formalismus moraltheoretischer Begründungsmodelle.¹⁵ Für viele von ihnen, Sandra Harding, Seyla Benhabib und Jessica Benjamin etwa, lieferten Carol Gilligans Untersuchungen über die Entwicklung und die Besonderheiten moralischen Urteils von Frauen wichtige Anhaltspunkte.¹⁶ Ausgehend von Gilligans Arbeiten und Nancy Chodorows Thesen zur Psychogenese geschlechtsspezifischer Identität, brachte eine neue feministische Lektüre des philosophischen Kanons das implizite androzentrische Selbstverständnis der

philosophischen Tradition zutage.¹⁷ Die Vision eines solitären, selbstgenügsamen, rational kalkulierenden und vor allem männlichen Subjekts, die unausgesprochen das philosophische und wissenschaftliche Rationalitätsideal bestimmt, erklärt nicht nur den Ausschluß von Frauen aus der philosophischen Kultur, sondern darüber hinaus auch die problematischen Kehrseiten des neuzeitlichen Rationalitätskults. Die enge Verknüpfung von Rationalität, Herrschaft und Kontrolle mit einem kulturellen Paradigma »rationaler Beherrschung«, die den Habitus des Wissenschaftlers ebenso sehr kennzeichnet wie den professionellen Stil in Politik und Wirtschaft, und bestimmte »typisch männliche« Einstellungen gegenüber der Sexualität, die Jessica Benjamin als Erotisierung von Herrschaft und Kontrolle beschreibt, erweisen sich als zwei Seiten ein und derselben Medaille.¹⁸ So mußte das feministische Vorhaben, die Anliegen von Frauen in die Sprache rationaler Politik zu kleiden, unweigerlich eine fundamentale Kritik eben dieser »Kultur der Rationalität« nach sich ziehen.

Zweitens: Ein ähnlicher Prozeß der Radikalisierung der Kritik ist in der Entwicklung des sozialistischen Feminismus zu beobachten. In der Analyse der materiell-ökonomischen Ursachen der Unterdrückung von Frauen orientierten sich feministische Theoretikerinnen zunächst an Marx' Kritik der Politischen Ökonomie, die auf ihre Weise versuchte, die Unzulänglichkeiten des liberalen Modells politischer Herrschaft aufzudecken und zu überwinden. Sehr bald aber stieß das Projekt einer marxistisch-feministischen Theorie auf Schwierigkeiten. Ausgangspunkt und zentrales Thema der klassischen marxistischen Gesellschaftsanalyse sind die Entwicklungs- und Bewegungsgesetze der öffentlichen Produktionsbeziehungen, insbesondere das Verhältnis von Arbeit und Kapital in der Epoche des Kapitalismus. Theoretikerinnen, die die Hauptursache für die Unterdrückung, Ausbeutung und Entfremdung von Frauen in den historischen Verhältnissen der familialen Reproduktion vermuteten, mußten feststellen, daß diese Verhältnisse und Beziehungen im traditionellen marxistischen Denken kaum thematisiert wurden.¹⁹ Abgeschoben in eine vorgesellschaftliche Sphäre des »Naturwüchsigen«, schienen Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen im Binnenraum der Familie kein analysesbedürftiges Problem zu sein, sieht man ab von einigen Stellen in Marx' frühen Manuskripten und der von Engels geäußerten Erwartung, die volle Eingliederung von Frauen in den Prozeß industriel-

ler Produktion würde die Voraussetzung für ihre Emanzipation automatisch mit sich bringen.

Die spezifisch patriarchalischen Herrschaftsformen, denen Frauen in und außerhalb der Familie unterliegen, finden im begrifflichen Rahmen der marxistischen Theorie keine angemessene Erklärung. Im Gegenteil: Die von ihr geprägte Kategorie der »Reproduktion« trägt das ihrige dazu bei, die prokreativen, sozialen und ökonomischen Tätigkeiten und Leistungen von Frauen im Bereich des Privaten als eine Form der Wertschöpfung und produktiven Arbeit zum Verschwinden zu bringen. Alison M. Jaggars und William McBrides Auseinandersetzung mit Simone de Beauvoirs Buch *Das andere Geschlecht* macht deutlich, wieweit selbst mittlerweile zu den Klassikern feministischer Theorie zählende Texte von einer ähnlichen Sichtweise des Reproduktionsbereichs bestimmt sind.²⁰

Drittens: Während marxistische Feministinnen weiterhin versuchten, die Wechselwirkung und Koexistenz spezifisch kapitalistischer und patriarchaler Herrschaftsstrukturen theoretisch zu klären, hatte Shulamith Firestone zu Beginn der siebziger Jahre eine grundlegende Revision des Historischen Materialismus vorgeschlagen und damit eine theoretische Perspektive eröffnet, die sich in der Folge als radikalfeministische von marxistisch-sozialistischen Konzeptionen distanzierte.²¹ Firestone vertrat in ihrem Buch die These, daß die primäre materielle Basis für die menschliche Gattungsgeschichte in der Struktur der »biologischen Familie« liegt, die, unabhängig von den historischen Produktionsbedingungen, die Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen als »Sexklassen« bestimme. Da es die natürlichen Abhängigkeiten und die biologischen Bedingungen der Frau-Mann-Kind-Beziehung innerhalb der biologischen Familie als Fortpflanzungseinheit sind, die zur universellen Unterdrückung der Frau führen, müsse sich die »sexuelle Revolution« die Überwindung der biologisch-natürlichen Reproduktion zum Ziel setzen. Folgerichtig sieht Firestone in den Reproduktionstechnologien der Zukunft ein entscheidendes Instrument der Frauenbefreiung.

Der erklärte Biologismus dieser Variante eines feministischen Materialismus und die zumindest aus heutiger Sicht völlig un begründete Annahme, die Entwicklung neuer Reproduktionstechnologien würde Frauen nicht nur von den »natürlichen« Lasten der Schwangerschaft und des Gebärens befreien, sondern auch